

14)

## Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Baldl, willst es thun. Jesus Maria — sie kommen schon —“

Sebald nimmt die Kohlen und reibt sich Gesicht und Hände schwarz.

„I thu's — geh!“

„Gott lohn' Dir's!“ ruft Lenz.

Schon schlagen die Gewehrkolben an die Thür. Wiltraud faßt ihn stumm am Arm und reißt ihn mit sich fort, durch den Stall hinaus, nach der Schlucht. Während Sebald geht und die Gendarmen hereinläßt.

Hochgeschürzt und barfuß klettert das Mädchen vor Lenz her in dem schmalen Rinnjal des Mühlgefälls hinunter in die Tiefe. Kein Wort wird gesprochen auf dem ganzen gefährlichen Abstieg. Unten angelangt, deutet sie nach einer seitlichen Spalte, einer Art Klamm, nicht breiter, als daß ein Mensch durch kann. „Dort schlaf ein und geh immer weiter, bis sich's aufluat. Da kommst grad hinter'm Dorf 'raus. Racher kannst Dich zwischen die Hecken durch und ungs'ehen in Dei'm Vater sein' Hof schleichen. Schau, da wasch' Dir glei 's G'sicht und Händ, daß ma Dir's nit ankennt.“ Sie nimmt ihr Brusttuch ab und giebt es ihm zum Abtrocknen. Er thut, wie sie ihn geheißt. Sie steht bis an die Knöchel im eisigen Wasser des Wildbachs, der die Schlucht durchrauscht und ihre rothgen Füße bespült, daß sie brennen vor Kälte.

Lenz thut, wie sie ihm geheißt, und als das jugendliche Gesicht wieder frisch und rein in die Welt schaut, da wird ihm so leicht, als habe er nun auch alle Schuld von sich abgewaschen, und er umschlingt Wiltraud. „So, jetzt kann i Dir auch a Bußl geben, zum Dank für Dei große Lieb und Hilf!“

Wiltraud steht finsternen Blicks und die geschlossenen Lippen erwidern den Kuß nicht.

„Traudl, was spinnst? Bist mir böß?“

„Mach, daß D' in Sicherheit kommst — i muß 'nauf zu mei'm Bruder.“

„Schau — wenn Du wüßtest, wie leid 's mir ist um den Baldl! — 's wird ihm doch nix g'schehen?“

„Für die Sorg ist's jetzt zu spät, — döß hätt'st Dir früher überlegen müssen —!“

„Traudl! I lehr' um — i sieh Dir's an, 's ist Dir nit recht?“

„Geh und rett' nur Du Dich — mei Bruder hat sei gut's G'wissen — aber Dir sei Gott gnädig!“ Und damit wendet sie sich und klimmt, ohne sich umzusehen, die „Sagrinne“ wieder hinauf. — Einen Augenblick bleibt sie oben stehen und hält sich an dem demooften Holzwerk des Mühlrades. Sie steht Lenz nach, wie er läuft — als fürchte er, — sie könne ihn noch beim Wort nehmen und sagen: „Kehr um!“

Sie versucht wie mechanisch das Rad zu bewegen. „Du bist todt! Die Mühl' todt — und der Müller und — was noch?“ Warum war es ihr denn eben, als sei noch etwas todt?

Lenz ist jetzt verschwunden in der Klamm. Er hat noch einmal gewinkt, sie sah es beim Schein des düster flammenden Himmels, der seine rothen Reflexe in die Schlucht wirft, aber sie erwiderte es nicht. Nun faßt die Sorge um den Sebald ihr Herz mit aller Macht und sie eilt, so schnell die Füße sie tragen, hinein ins Haus. — Es war ihr noch nie so bewußt wie heute, daß sie nichts hat als ihn — sie muß sich an seine Brust lehnen und ausweinen! Weinen, um was denn? Sie weiß es nicht. Es ist ein großer Schmerz in ihr, den sie nicht versteht. Ist's um den Lenz? — „Der wär's nit werth!“ — Vielleicht ist aber gerade das der Schmerz?!

Sie hat die Stallthür erreicht und horcht, ob die Gendarmen noch da sind. Aber alles ist still. Sie geht leise durch den Stall in den Hausgang, ein kalter Wind pfeift ihr entgegen, die Hausthür steht offen, auch die vom Wohnzimmer, kein Mensch weit und breit. Sie sucht in der Küche, in der Kammer, auf dem Speicher — sie ruft —

keine Antwort! Das Haus ist leer, haben sie ihn mitgenommen, verhaftet? Gott erbarme sich! so weit wird es doch nicht kommen, daß ihr Bruder, ihr reiner unschuldiger Bruder, ins Gefängniß muß? — In Todesangst läuft sie hinaus und schreit in die Sturmnacht hinaus: „Sebald, Sebald!“

Ganz vom Fuß des Abhangs ruft es schwach zurück: „Wiltraud!“

Er ist's, sie führen ihn fort, sie sind schon da brunten. Aber noch zum Einholen — ja, wenn sie recht läuft, kann sie ihn noch erreichen. — Und sie läuft wie ein vom Wind fortgewirbeltes Blatt. Sie ist unten — sie hat ihn, ihre Arme umschlingen ihn, ihre glühende Wange drückt sich auf seinen Mund, als wolle sie ihn schüßen vor der kalten Luft.

„Ja i bitt' Euch, mei Bruder ist krank — wo soll er denn hin?“ redet sie athemlos die Gendarmen an.

„Wo a jeder Haberer hing'hört, ins Gefängniß!“

„Ja, aber ös hört's doch, daß mei Bruder krank ist, — brustleidend! Des könnt's doch 'n Kranken nit verarretiren. Und heut in der rauhen Nacht den Menschen 'nausschleppen — mit sei'm Husten —, das kunnt ja sei Tod wer'n!“

„Wir müssen machen, daß wir weiter kommen,“ mahnt der eine Gendarm den andern und will gehen.

„Nein, nein, döß kann, döß darf nit g'schehen — liebe Leut, i bitt' Euch, habi's doch an Einsehen — fragt's den Doktor, der kann's bestätigen, daß der Bruder 's Einsperren nit vertragen thät!“

Die Gendarmen lachten.

„Gott im Himmel, seid's barmherzig!“

„Döß ist nit unser Sach, wir müssen thun, was die Pflicht vorschreibt.“

„Aber, — — jetzt kann ma 's ja sagen, — der Bruder ist unschuldig.“

Die Gendarmen lachen wieder: „Döß b'hauptet a jeder, — auch wenn er's G'sicht und d' Händ' no schwarz hat und d' Haberermontur auf'm Boden liegt!“

„Er ist ja gar nit dabei g'wesen. Schaut ihn doch an — sieh denn der kränkliche Mensch aus, als könnt' er Haberfeld treiben?“

„Da ist gar nix z' reden, spar' Dir alle Wort, Madel. 's Leugnen kann die Sach' nur verschlimmern. Dei Bruder ist der That überführt und geständig!“

„Sebald, warum hast es denn soweit kommen lassen?“

„Was ma versprochen hat, muß ma halten!“ sagt Sebald sanft.

„Aber i hab' nix versprochen, — i schweig' nimmer — — nit wahr is's!“ schreit Wiltraud mit der Kraft der Verzweiflung: „Soll denn der Unschuldige für den Schuldigen büß'n? Glaub't's ihm nit — ös seid's ja ang'führt — g'opfert hat er sich für 'n andern —!“

„Ja, wo ist dann der andre?“ fragt einer der Gendarmen scharf.

„Traudl!“ mahnt Sebald und zum ersten Mal in seinem Leben ist ihr der schwache Kranke überlegen an Seelengröße und Willenskraft. Es ist etwas in dem Ton, mit dem er das eine Wort sprach, als wolle er sagen: „eine Schwester, die zur Verrätherin wird, — ist meine Schwester nicht mehr.“

Da steht sie und kämpft den schwersten Kampf: Soll sie den Bruder hingeben oder ihn retten gegen seinen Willen, um den Preis eines Verraths an dem, der sich auf sie verläßt und ihr vertraut und der — noch einen Vater hat, wenn auch ein schlechter, so ist's doch immer sein Vater! — Sie denkt an den ihren im Grab und wie's wär', wenn der so was am Baldl erleben hätt' müß'n!

„Nun, wird's?“ fragt der Gendarm nochmals: „Wo i st der andre?“

Wiltraud steht mit festgeschlossenen Lippen und schweigt.

„Da haben wir's ja! Der andere wird wahrscheinlich der Mann im Mond sein!“ Beide lachen. „Selt Madl, jetzt weißt halt doch nix?“ Er giebt Sebald einen leichten Kolbenstoß: „Jetzt vorwärts, marsch!“

„Baldl, Bruder!“ schreit Wiltraud auf und umklammert mit beiden Armen den zarten Körper: „I laß' Dich nit — schlägt mich todt, aber trennt mich nit von mei'm Bruder!“

„Jesus, ist das a wild's Madl!“ Die Männer bleiben stehen. „Laß' 'n jetzt gehen, oder wir kommen Dir anders.“

Wiltraud fällt auf die Knie. „Nehmt mich mit, i will mit! I laß mich mit ihm einsperren — i thu' alles, nur daß i ihn pflegen darf und sei' franke Brust vernahren, er vergißt's immer. Hört nur, wie er hustet — er haltet's ja nit aus — er braucht a Lieb' und Abwarten und a g'heizt's Zimmer — und a warme Milch! Jesus, lieber Gott, wer wird ihm dös all's geben?“ Und so herzzerreißend schluchzt sie und umklammert die Knie der Leute, daß es diese selbst ergreift.

„Schau, Dirnl, Du bedauerst uns scho recht — aber wir können nix machen — dös mußt doch einsehen. Wir können doch niemand einsperren, der wo sich nit vergangen hat. — Und schau, wenn Dei Bruder krank ist, dann kommt er ja in d' Krankenabtheilung, da kriegt er auch alles, wie's der Doktor sagt, und ist gut verpflegt!“

„Ist dös g'wiß?“

„Ja, dös ist g'wiß! Meinst, der Staat laßt die G'fangenen umkomme? Da kennst's schlecht. Und wie lang wird er denn sitzen müssen — höchstens a'n anderthalb Jahrln!“

„So lang?“ ruft Wiltraud entsetzt. „Heiliger Gott!“

„Traudl,“ sagt Sebald, „lieb's Schwesterl, laß mi nur gehen. Weißt, i krieg kalt von dem lange Rumstehen — mich friert schon an d' Füß —“

Er hat das Rechte getroffen. „Ja, ja, freili. Nit daß D' Dich noch verkältst auch.“

Und nun die letzte Umarmung. „B'hiut Di Gott, Traudl — bist ja mei Traudl — mei brave, g'scheite!“

„Baldl —!“ Mehr kann sie nicht sagen vor Thränen. Noch ein Kuß auf seine bleichen eingefallenen Wangen und dann — giebt sie ihn frei.

„Gelt — seid gut mit ihm unterwegs!“ ruft sie den dahinschreitenden Gen darmen nach. „Und geht nit so g'schwind, sonst muß er so husten.“

„Nein, nein!“ rufen diese zurück, laufen aber immer schneller. — Es ist, als ob ihr mit jedem dieser scharfen Schritte das Herz zertreten würde. — Sie steht und schaut ihnen nach und grüßt und winkt mit dem Tuch, so lange sie ihn noch sieht, diesen geliebten Bruder, dem sie nicht nur Schwester, dem sie in seiner Hilfsbedürftigkeit auch Mutter ist. — Und mit dem Schmerz der Mutter um das verlorene Kind klagt sie um ihn, daß es laut von den Bergwänden wiederhallt und sie fast erschrickt über ihr wimmerndes Echo. — Sie setzt sich auf einen entwurzelten Baumstamm am Wege und starrt auf die verdorrten Aeste nieder. Am Himmel ist die rothe Gluth allmählig erloschen. Das Sturmläuten verstummt, vom Dorf schallt kein Lärm mehr herüber. Kalt und abgestorben liegt die Welt, — liegt das Leben vor ihr. — Da fällt ihr ein, sie hätte ja mitgehen und den Bruder wenigstens noch bis ins Dorf begleiten können. Und wie ein Reh springt sie auf und den Dahinschreitenden nach. — Sie muß, sie kann sie noch einholen. Die Straße ist ja frei für jedermann. Das kann ihr keiner mehrhen!

In wenig Minuten hat sie die Entschwundenen eingeholt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Neues aus Pompeji.

Von Woldemar Raden (Neapel).

Wenn wir von den hundertjährigen Mauerwerkarbeiten in Pompeji sprechen, so glauben wir gemeinhin alles bloßgelegt, was uns zu erfahren wichtig und interessant war. Die Menge des Gefundenen, Gemälde, Skulpturen, Schmucksachen, Geräthe, fang bereits an, den Museen lästig zu werden, und man scharfte und schürfte weiter, weil die Regierung durch ihr Unterrichtsministerium nun einmal 6000 Lire ausgeworfen hat, die, wenig genug, aufgebraucht werden müssen. Im übrigen war bei erlahmtem Interesse, auch von „außen“, von anderen Ländern her, ein gewisser Schlandrian durch zu vermeiden und zu vermeiden. Dieser ward keineswegs durch den Tod Fiorelli's, des Vaters der pompejanischen Ausgrabungen, veranlaßt, denn sein Nachfolger, der Direktor des neapolitanischen Museums, Professor Giulio de Petra, übertrifft womöglich den Verstorbenen noch an lebhaftem Interesse für die Stadt am Vesuv und an der bei Verfolgung dieser schönen Ziele nöthigen Energie und vielleicht auch Wissenschaft.

Die Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, sind, wie gesagt, recht armselig, und werden bedeutend geschmälert noch durch Abgänge für die Ausgrabungen in Pästum, Stabia, Herculaneum und — doch weiß ich das nicht bestimmt — in der Ebene von Egnaris. Zu Vergütungen an Private und Neuankäufe von angrenzenden Ackerboden, der noch einen guten Theil Pompeji's birgt, reicht das nicht, und das ist ein großes Hemmnis für die Fortsetzung der Ausgrabungen. Wohl giebt es ein bourbonisches Gesetz, das

den natürlichen Konflikt zwischen jenem Privatinteresse und dem moralischen Interesse des Staates auf pompejanischem Boden voraussetzt und aus diesem Grunde dem Staate das Recht der Enteignung und der Erwerbung angrenzenden Privatbesitzes zum Nutzen der Wissenschaft und zum damaligen Kaufpreise vorbehielt — darüber sind aber hundert Jahre vergangen, und man denke sich, ob der Staat jene Rechte noch geltend machen könnte. Welche Prozesse würden entstehen, welche Summen durch sie verschlungen werden!

Wo immer man auf solche Klippen stößt, muß man sie umgehen oder daran scheitern. Noch die jüngste und schönste Ausgrabung, von der hier besonders die Rede sein soll, die das herrliche Haus der Vettier zu Tage förderte, mußte abgebrochen werden, weil ein Theil dieses großartigen Gebäudekomplexes unter Privatboden liegt.

Vor einiger Zeit wurde ein Lorbeerbaum aufgefunden, oder richtiger der Abdruck eines solchen in Gips, aus dessen Hieroglyphen der Botaniker das richtige Datum des Unterganges der Stadt feststellte, für das bisher der August des Jahres 79 n. Chr. gegolten hatte. Man hatte auf der Böschung, rechts von dem zur Porta Stabiana hinausgehenden Wege, gegraben und war auf die Abdrücke von drei menschlichen Körpern gestoßen, zwei Männern und einem Weib, und dann auf den eines Baumes. Die Ab- oder richtiger Eindrücke wurden wie immer mit flüchtigem Gips ausgefüllt und man erhielt vier gelungene Abgüsse.

Der wichtigste Abguss war der des Baumes, in dessen Buschwerk man deutlich die Reste der Blätter und der Beeren unterscheiden konnte. Der treffliche Professor der Botanik F. Pasquale untersuchte die Sache aufs genaueste und stellte fest, daß der also wie in einem Herbarium aufbewahrte Baum ein *Laurus nobilis*, ein Lorbeer, dessen Früchte Ausgange Herbst zur Reife kommen. Die hier konservierten Früchte bewiesen aber durch ihre Form und Größe ihre vollständige Reife, und so bestätigt dieser pompejanische Lorbeer den Sieg derer, die schon immer behauptet hatten, die Eruption von 79 hätte nicht im August, sondern im November stattgefunden.

Mehr Lärm als diese bescheidene, aber hübsche Entdeckung hat der Silberfund von Boscoreale gemacht. Nördlich von Pompeji, gegen den Fuß des Vesuv zu, liegen und lagen zweifellos schon zur Blüthezeit Pompeji's eine Menge Gemeinden, die wie Boscoreale (mit 10 000 Einw.), Poggio Marino (mit 5000), Boscoreale (mit 9000) u. v. a. mitten in dem alten Aschenboden stehen, auf den Ruinen untergegangener Herrlichkeit, nach denen zu graben wohl noch niemand eingefallen ist. Hier muß der Zufall als Schatzgräber auftreten. Und hier hat er vor zwei Jahren zu Ostern einem großen ungeahnten Schätze zur Auferstehung verholfen. Mit dem Gefundenen hätte ein ganzer Goldschmiedladen ausgestattet werden und an den gegen hundert Silbergeräthen auch die moderne Kunst noch viel Schönes lernen können. Prisco, der glückliche Finder, ein Weingutsbesitzer von Boscoreale, schmuggelte, dem italienischen gesetzlichen Verbote der Veräußerung antiker Kunstwerke jenseits der Grenze, wie so viele andere vor ihm, ein Schnippen schlagend, seinen köstlichen Schatz nach Frankreich hinüber, wo ihn Rothschild für das Louvre-Museum, man sagt um mehr als eine halbe Million, erwarb. Jetzt wühlen die Bauern und Winger von Boscoreale und Boscoreale ihr Land aufs fleißigste um und suchen nach dem „Schatz im Acker.“

Ein Jahr danach ward ein schöner Schatz noch ans Licht gebracht, und der wenigstens wird nun für lange Zeit an Ort und Stelle bleiben; es ist dies das Haus des Aulus Vettius, gemeinhin la Casa de Vettii genannt, das endlich als erstes eine vollständige schöne und wissenschaftliche Rekonstruktion erfahren hat.

Pompeji glich, nachdem die Ausraubung der Häuser über ein Jahrhundert lang als „Bergung der Fundstücke“ systematisch und nicht betrieben worden, einer großen Brandstätte, oder einer unerfreulichen Sammlung von Muschelschalen und Schneckengehäusen, oder einem alten vertrockneten Herbarium, und gab uns ein Bild von der Flucht der Bewohner, aber keins oder aber ein sehr dürftiges von ihrem einstigen blühenden Leben. Das Haus des Vettier (es erhielt seinen Namen nach den verschiedenen in seinem Schutte aufgefundenen Handstempeln, die den Namen eines Aulus Vettius trugen) steht fast in seiner ganzen einstigen Herrlichkeit vor uns und könnte die antiken Bewohner noch heute beherbergen.

Die Festimmung eines Venusfeiertages liegt es über diesen glänzenden Mauern, wenn die lebenweckende Frühlingssonne des Südens sie durchleuchtet. Ein Blick durch das erneuerte Peristyl erschließt das alte schöne Traumland unserer Phantasie; die stolze Säulenhalle mit den weißen Brunnengefäßen ringsum, den zierlichen lachenden Statuetten allerorten, den wiederhergestellten mit den Blumen des Alterthums, Rosen, Epheu, Margeriten und Weichen, bepflanzten Beeten, darüber der tiefblau Himmel . . . wie der Hauch einer ewigen Jugend weht es uns aus diesem Hause an, der Tisch der alten Götter scheint gedeckt, und die Vettier scheinen manchmal mit ihnen gefastet zu haben.

Wer waren diese Vettier? Reiche Leute ohne Zweifel, Parvenus, wie es deren viele in Pompeji gab, denn alles verräth ein bischen Geldproletenhum, das verrathen noch die gleich am Eingang rechts und links vom Impluvium recht zur Sicht eingemauerten diebesbüchernen Geldkasten, wenn sie auch — wahrscheinlich nach der Katastrophe vom Hausherrn selbst geleert — ausgeräumt gefunden

wurden. Es waren Kandidaten für municipale Aemter, wie aus einigen Wahlschriften zu ersehen, dazu Lebemänner von gutem Geschmack, sehr frei von Sitten und Anschauungen, freigebig und lustig, dazu selbstverständlich fürchtbar aber gläubisch, denn in ihrer Abwehr gegen den „bösen Blick“ konnten sie sich kaum genug thun und ließen sich einen ganz unverschämten Paris über ihre Hausthüre sehen.

Der Bauherr war kein Pedant, das beweist die ganz sonderbare Abweichung von dem traditionellen Plane des römischen Hauses, der ein Atrium, ein Tablinum und ein Peristylum erheischt: das Tablinum, das Geschäftslokal des Hausherrn und Familienarchiv, neben dem ein oder zwei „Fauces“ (Korridor) nach dem Peristyl, dem inneren Hofe, führten, fehlt ganz in dem Hause der Bettler, das nachweislich aber ein zweites Stockwerk trug.

Und da stehen wir am Eingange in den Peristylhof und überschauen zunächst den breiten wohlgepflegten Garten, den achtzehn Säulen, in Mauerwerk, das mit Stuck bekleidet ist, umgeben. Diesen Garten beleben eine Menge kleiner Marmorbildungen, nicht ersten Ranges, aber zierlich und hübsch, meist Brunnenfiguren, ein Paris, zwei Satyrn, ein junger Bacchus, ententragende Knaben und andere Putten, von denen das Wasser in die zahlreich angebrachten Marmorbecken sprang. Mitten in den Blumenbeeten erheben sich zwei Marmorsäulen, von Palmenblättern umrankt, die zwei Doppelhermen tragen: Bacchus und Ariadne die eine, einen Silen und eine Bacchantin die andere. Als Meisterwerk ist ein sehr schöner Marmortisch anzusehen.

Andere Werthstücke, wie gesagt, wurden nicht gefunden, doch ist in diesem Hause das überhaupt Rößlichste und Bewundernswürdigste die Wandmalerei, die gegen zweihundert fast durchgängig gut bewahrte Einzelbilder aufweist, darunter kleine Meisterstücke. Sie sollen aus zwei verschiedenen Epochen stammen: ein Theil, und zwar der künstlerisch werthvollste, aus der Zeit vor dem Erdbeben von 63, aus dem sie unbeschädigt hervorgingen, ein anderer Theil aus der Zeit nach diesem Ereignisse. Der Herr des Hauses hat viel Geld auf diesen Schmuck verwendet und hat Meisterhände arbeiten lassen.

Die Malereien beginnen schon im Hausflur: den oberen Theil der Wände zieren auf glänzendrothem Grund reichgearbeitete Randelaber, darunter auf Schwarz kleine Bilder, bizare Szenen von Amorinen, darunter sodann halbe dekorative Figuren auf blauem Grunde. Wie blendend waren diese Farben am ersten Tage, da sie in's neue Licht traten! Im andern Zimmer ist der Sockel dunkelroth, die Mittelfläche tiefgelb; überall tritt die Farbenfreude zu tage, aber auch die Freude an der Form, an der Gestaltung. Hier sind es die größeren Wandgemälde, die unser höchstes Interesse erregen. Reizend ist die Darstellung eines Kampfes zwischen den als Kinder dargestellten Amor und Pan, dem Bacchus und Ariadne präsidiren. Ein heiterer Humor belebt das Ganze.

Viel bewundert wird sodann die Bestrafung des thebanischen Königs Pentheus durch die entfesselten Mänaden auf dem Kitharongebirge. Dieser Stoff ist bisher als gemalte Darstellung noch nirgends aufgefunden worden und aus diesem Grunde besonders bemerkenswerth. Eine andere Wand trägt den Herkules als Schlangenzwänger, mit den Figuren des Amphitryon und der Alkmena. Diesem Bilde gegenüber sehen wir die Bestrafung der Dirke, die durch das Brüderpaar Jethus und Amphion an die Höner des wüthenden Stieres gebunden wird. Die berühmte Darstellung dieses Vorganges in Marmor steht bekanntlich unter dem Namen des farnesischen Stiers in neapolitanischen Museen, und an diesen hat sich der pompejanische Maler ziemlich genau gehalten. Andere Stoffe, wie die von Theseus verlassene Ariadne, die Königin Pasiphae in der Werkstatte des Dädalus, der auf's Rad gepflochtene Ixion u. a. sind später zu tage gefördert worden.

An Pracht und Gediegenheit der Wanddekorationen ist dem vorletzten hinteren Zimmer in ganz Pompeji kein zweites zu vergleichen. Von dieser meisterhaften Herrlichkeit kann die Feder keine Vorstellung geben, aber auch die Photographie nicht, denn der Farbenzauber muß bei den entzückenden Zeichnungen sein. Erwähnt seien nur die mannigfachen durch Grottenknaben und Psychemädchen in den Friesen dargestellten Lebensbilder, die sammt und sonders mit Watteau'scher Grazie gemalt sind. Da giebt es blumenpflückende Psyche, Grotten in einer Goldarbeiterwerkstatt, wieder andere in einer Tuchwalkerei thätig, da wird die Behandlung des Dels und sein Verkauf dargestellt, ein Wagenrennen . . . Alles wie zu einer Farbenfeste, zu einem Feste der Grazien, in unbeschreiblicher Bewegung von kindlichem Frohsinn. . . .

Die helle Sonne scheint, ein sanfter Wind trägt einen Hauch von Weichenduft aus der Campagna herüber . . . uns dehnt sich die Seele und wir möchten hingehen, Rosen brechen und die Stirnen uns schmücken zum Feste der Venus . . . Bringt uns Falerner! — —

### Kleines Feuilleton.

t. Eine Gesetzgebung gegen die Zigarette. Wie einige in New-York erscheinende medicinische Zeitschriften berichten, liegt der Behörde des Staates New-York ein Gesetzesvorschlag vor, der den Verkauf von Zigaretten an minorene Personen gänzlich verbietet und außerdem festsetzt, daß Verkäufer von Zigaretten eine Abgabe von jährlich 200 M. zahlen sollen. Eine Zusatzbestimmung verbietet

den Verkauf von Zigaretten in einem Umkreise von 250 Fuß um eine Schule oder eine Kirche. Eine in New-York bestehende Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege hat nicht unterlassen, an zuständige Stelle für die Annahme dieser Bill zu petitioniren. Uebrigens ist diese Maßnahme keine Erfindung der New-Yorker Staats- oder Stadtväter, sondern die Nachahmung einer in Chicago bereits in Kraft getretenen Verordnung. Dort hat jeder Verkäufer von Zigaretten sogar jährlich 400 M. an den Staatsfädel abzutragen, die Waaren werden dauernd unter Aufsicht gehalten, um den Verkauf von Zigaretten zu verhindern, welche Opium, Morphin oder andere giftige Bestandtheile enthalten. Uebertretungen werden sehr streng bestraft: mit 200 bis 800 M., außerdem ist für jeden Tag, an dem ein ungesetzlicher Verkauf fortgesetzt wird, eine weitere Buße von 100 M. zu zahlen. —

### Theater.

— Im Schiller-Theater ist am Sonnabend Molière in einem seiner amüsantesten Stücke, dem „Eingebildeten Kranken“, zu Wort gekommen. In vollendet schöner Darstellung wurde diese derbe Satire auf den ärztlichen Jopi neuerdings vom Deutschen Theater gegeben, das sich bekanntlich im vorigen Jahre auch mit der Aufführung des ungeliebten geschliffenen Misanthropen ein Verdienst erworben hat. Es wäre unbillig, an das Schiller-Theater den Maßstab dieser ersten Bühne Berlins anzulegen; aber uns will doch scheinen, als ob auch in der Wallnertheaterstraße eine planmäßigere Ausprägung der vom Dichter ausdrucksvoll hingeworfenen Gestalten des Stückes möglich gewesen wäre. Einige Shakespeare'sche Lustspiele sind hier um manches besser gegeben worden, als Molière's Komödie. An zwei Fehlern litt die Darstellung; den Künstlern steckte zum theil der sanfte Moser noch bedenklich in den Knochen; wer aber einmal aus sich herausging, schlug gemeinhin gleich ins Britischen über. Leute von gar zu matter Richtung waren Herr Bach als Cleante — ein Künstler, der sich sonst als Liebhaber gar oft zu viel leistet —, Herr Frobose als Argan's Bruder, und Frau Wilke, welche die Madame Belinde darzustellen hatte. Die Herren Schmasow, Reimann und Laurence tollten sich als Vertreter der Medizinsterei derbe aus. Mit rechttem Eifer hatten sich Herr Walden und Frau Levernann der Hauptrolle angenommen; letztere spielte die Trinetie mit soviel Ausgelassenheit, als nur zulässig ist. Die gehorsame Tochter Angelique war bei Fräulein Heinsdorf gut aufgehoben, ein hübsches Charakterbildchen schuf Herr Dahlen in seiner Rolle des Notars. Endlich sei noch erwähnt, daß die Episodenrolle der Louise ausgezeichnet von der kleinen Bottstein gegeben wurde. — Dem großen Molière ging der Italiener Giovanni Verga mit seiner satirisch bekannten „Sizilianischen Bauwehre“ voran. Viel hohles Blech kam da zum Klappern. —

— Im Lessing-Theater wurde am Sonnabend von dem Ferenczy-Ensemble und Herrn Franz Zeweles zum ersten Male „Toledad“, Vaudeville von Carré, Musik von Edmond Aubran gegeben. Weit besser als ins Lessing-Theater hätten Truppe, Stück und Aufführung für ein Variété-Theater nicht allerersten Ranges gepaßt. Auch der vielgerühmte Zeweles kann an diesem Urtheil nichts ändern. Den Witz fehlte jeder Sprit. Auch die Musik verdient kein besonderes Lob. Das ehrliche, starke Fischen am Schluß konnte durch das bezahlte Händeklatschen nicht unterdrückt werden. —

Unsere jungen Dramatiker laufen schrecklich viel ins Theater. Im allgemeinen besitzen sie ein breites, technisches Können; selten findet man bei einem Anfänger jenes rührende Ungeschick, das gerne mit überchwenglicher Empfindung verbunden ist. Geschickt, mitunter erstaunlich findig sind unsere Jünglinge geworden; an Spezialtalenten ist kein Mangel. Aber arm sind sie geblieben an Schwung und Jugendfeuer und arm an neuen Ideen. Selbst wo sie gegen bourgeoisen Druck sich auflehnen, fehlt's ihrer Satire an vernichtendem Zingrimm; es reicht zum Gespött, zur cynischen Possen; aber in brennenden Farben zu malen bleibt den meisten versagt. Auch der neueste Autor, Gottfried Lutter, dessen Erstlingswerk, eine Tragikomödie „Frühlingsreif“ die Dramatische Gesellschaft am Oster Sonntag vorgeführt, weiß nichts Besonderes zu sagen. Eine Tragikomödie ist dieser Frühlingsreif nicht; dazu ist das Stück in seinem Ernst zu spielerisch, in seiner Satire zu poffenhaft-parobistisch. Der Werth der Komödie liegt allenfalls im Kleinen, in der Detailbeobachtung, die sich mit cynischer Offenherzigkeit giebt und in ihrer derben, drastischen Naivetät mitunter erquicklich wirkt. Vom Mädchenhacker handelt die Komödie. Dießchen Abel wird von einer „Angelmutter“ (einer Kuppelmutter) an den fetten, eiligen Fabrikanten Dernburg, der ein Vierteljahrhundert älter ist als seine Braut, verhandelt. Dagegen empört sich Willi Berends, ein armer Student, der Dießchen liebt.

Die Knabenhafte Empörung hilft nicht viel; Dießchen muß eben „ihr Glück“ machen; und die frischen Lebenskeime des Studenten werden verdorren. Sie hat der Frühlingsreif überrascht. Dieß Thema ist ohne volle leidenschaftliche Gewalt behandelt und das macht das Jugenddrama Lutter's so unjüngendlich; so sehr es im einzelnen erheitert, durch Witz, durch zutreffende scharfe Auffassung von Einzelzügen überrascht, im Gesamteindruck verspürt man etwas Frostiges. — Das Publikum hielt sich an die Poffenmotive des Stückes. Im Poffenstil gab Frau Carlsen die Angelmutter. Eine sorgsame, kluge Studie

schuf Herr Jarno in der Rolle eines jungen Referendars, der ewig kalt ist, wie eine Hundsnase, und alle Empfindungsbusen verachtet; ein Kerl, der mit 25 Jahren noch keine Stunde jung war. —

— Das Ostend-Theater hat in der letzten Zeit mit der Ausführung älterer „Volksstücke“ einige Treffer gemacht. Dies mochte der Direktion den Gedanken eingegeben haben, es auch einmal mit einem ganz neuen Werke dieser verflochtenen Gattung zu versuchen. Flugs setzte der Hausdichter Fritz Schäfer, der schon unter der Direktion Samst die ersten Gehversuche auf dem Wege zur Unsterblichkeit unternommen hat, sich hin und dichtete das Werk „Aus der Millionenstadt“. Ein Titel, bei dem man sich alles mögliche und garnichts denken kann. Es behandelt nach altem Rezept das rührende Thema von dem durch Spekulation, Leichtsin und Hochmuth zu Falle gekommenen Handelsherrn, dem die treue, wenn auch oft schlecht behandelte Dienerschaft durch Hergabe ihrer Ersparnisse wieder auf die Beine hilft. Nebenher noch allerhand Krimstrams, dessen Bedeutung uns nicht klar zum Bewußtsein gekommen ist; flotte Söhne zeigen sich vielseitig in der Liebe, ein Künstler muß den Doktor Besche kopiren, eine rührende Geschichte von einem verstorbenen Bruder und dessen Tochter spielt mit, die Soubrette Fräulein Müller segelte mit einer Metella-Rolle in die Szene und außerdem erscheinen noch Heilsarmee und Schippanowsti durcheinander auf der Bildfläche. Ein derartiges Kunterbunt ist nun ja auch älteren Volksstücken vielfach eigen; aber es kommt doch auf das Wie an. Auch unter den bedenklichsten Nachwerken dieses Genres ist uns keines in Erinnerung, in dem so unangebracht wie in der Millionenstadt auf eine völlig ernst gemeinte Verzweiflungsszene plötzlich die Soubrette mit einem Koupel einsetzt. Wir müßten den Geschmack des Publikums noch tiefer einschälen, als wir bisher gethan, wenn dem allerneuesten Volksstück trotz der über die Maßen guten Darstellung im Ostendtheater, ein langes Leben bescheert wäre. —

**Kunst.**

— Gustav Freytag über das National-Denkmal. Im August des Jahres 1893 schrieb Gustav Freytag an einen jungen Wiener Bildhauer: „Es ist gut, daß Du Dir einige Wochen der Ruhe gönnst, und ich bedauere nur, daß die frühe Sonnengluth dieses Jahres fast ganz in dem heißen Rom zu überstehen hatte. Um die Ausführung der großen Arbeit in Marmor habe ich keine große Sorge mehr. Die Hauptsache ist gethan, mein sehnlichster Wunsch für Dich ist jetzt, daß sich die Vollendung nicht über längere Zeit hinziehen mußte, damit die Seele ganz frei wird für neue Aufgaben. Das aber ist, wie ich meine, eine besonders gute Vorbedeutung, daß Du in den ersten Jahren Deiner Volkstraft nicht veranlaßt warst, Zeit und Kraft auf eine der zahlreichen Porträtstatuen der letzten deutschen Kaiser mit und ohne Pferd zu verwenden. Diese Aufträge, die ja für besonders rühmlich gelten, sind doch nicht Aufgaben, die dem Künstler die höchste Befriedigung und die beste Bürgerpflicht für seine Freundlichkeit im Gestalten verschaffen. Sie kommen mir vor, wie die Bilder der Schlachtenmaler, und sie werden vollends un dankbar bei den großartigsten Projekten, wo die Architektur ihre Linien herumzieht und den Bildhauer zu einem Diener ihrer Ansprüche machen will. . . .“

**Meteorologisches.**

— io. Ueber Sonnenstichwetter, das heißt die Bitterungsverhältnisse, welche zum Sonnenstich Veranlassung geben, hat der amerikanische Meteorologe Phillips eine umfangreiche Untersuchung angestellt. Im August vorigen Jahres herrschte über dem östlichen Zweidrittel der Vereinigten Staaten ein ungewöhnlich heißes Wetter, während dessen Dauer, soweit Ermittlungen vorhanden sind, nicht weniger als 2088 Todesfälle an Sonnenstich eintraten. Phillips hat nun die Gelegenheit benützt, um zu ermitteln, welches Bitterungselement am meisten zur Erzeugung dieser Krankheitsfälle beiträgt. Danach folgt die Zahl der Erkrankungen an Sonnenstich fast ausschließlich dem Steigen des Thermometers über die normale Temperatur, während der Grad der Feuchtigkeit kaum von Einfluß dabei zu sein scheint. Die Neigung zum Sonnenstich wächst um so mehr an, je mehr sich die mittlere Temperatur des ganzen Tages der in normalen Fällen nur zur Mittagszeit erreichten Temperatur nähert. Diese Untersuchung ist in der Hinsicht von Interesse, als man bisher einer zu hohen Luftfeuchtigkeit ebenfalls einen mitwirkenden Einfluß auf den Eintritt von Sonnenstich zuschrieb.

**Humoristisches.**

— Der Herr Stadtrath Pech hatte — so erzählt man der „Tägl. Rundschau“ — seine Wohnung im alten Stadttheil aufgegeben und ein mehr den modernen Bedürfnissen entsprechendes Quartier bezogen. Dieses geschah „auf Wunsch“ seiner theueren Gattin, welche ihrem guten Leopold erkenntlich zu sein versprach. Die erste Dankes-Ratenzahlung war dem Glücklichen heute in Gestalt eines Hausöffners geleistet worden, d. h. es hatte eine außerterminliche Verleihung des Hauschlüssels stattgefunden. Als der gute Stadtrath jedoch, nachdem er sich mit Wein vollgeseugen, sich zum Heimgang rüfete, da träbte sich sein Auge sehr, denn die erprobten Stützen seiner gewichtigen Persönlichkeit, welche Alle in der Nähe des Altmarktes

wohnten, fehlten ihm, weil keiner der lieben Freunde dem so vornehm Gewordenen bis in die weitläufige Vorstadt das Geleit geben wollte. Und gerade in dieser Nacht vermischte er die treuen Seelen, deren sichere Arme ihn schon so oft nach Hause gebracht hatten! Das Alleingehen fiel ihm merkwürdig schwer und ein beklemmendes Gefühl bemächtigte sich seiner. Sollte heute der Wein stärker gewesen sein als sonst? Eigenthümlich! Ja, dieses war die richtige Straße von so — schwin — schwindelerregender Länge! Ein Haus sah aus wie das andere; nur die Nummern waren verschieden! Wer aber — so — konnte sie denn le — lesen? Am Ma — Markt, ja am Ma — Markt, gleich kein Haus dem andern und seine liebe alte Hausthüre hatte ein Schlüsselloch so weit wie ein Trichter. Angenehmes Schlüsselloch! Ja, ha! — hi! — Sollte er gar — beschwippt sein? Dies wäre eine nette Bescheerung! Er suchte und suchte, aber er fand sein Haus nicht. Etwas schwankend tanzt sein Schatten vor ihm her. Fatal! Das mußte erforscht werden! Die Zungenschlagprobe hatte sich bei ihm stets bewährt; — „Intompta-bi-lität!“ er sprach das Wort ohne Störung. Zweiter Grad: „Ertterri-terri-Ertter-riola-Ertterriori-Ertter-tori-ali-tät!“ Ha! — hm! Merklliche Schwierigkeiten verursachte das verfluchte Wort; sollte er am Ende doch — ? ? ? Himmel-donnerstag! vielleicht war sogar der dritte Grad erreicht! Wie hieß nur gleich das Probewort? Es war ein weiblicher Name — „Euge-, nein, Eule — auch nicht! Richtig, der ihm ja so vertraute Name seiner besseren Hälfte, seiner sanften Eu — Eulalia; er lallte das Wort mit schwerer Zunge. O, weh! — da war er schon am großen Ring, also über's Ziel hinaus. Seufzend lehrte er um, mit weinmüden Augen die Häuser musternd. Nichts verrieth ihm, wo sein Heim sei. Seufzend stolperte er weiter, während er vor sich hin murmelte: Nicht — nicht einmal eine Kneipe! Kein Schi — Schild! Ertteriti — Er — Ertteriti — Ertom — Eu — laaalia — lallia — lalala — lalala! Da löste sich vom Häuserschatten eine vertrauenerweckende Gestalt. Hurrah! es war ein Nachtmäcker. „Guten Abend, Eula — Herr — ! Können Sie mir nicht sagen, Ertom — wo der Herr Stadtrath Pech wohnt?“ Eine scharfe, eine wohlbekannte Stimme gab Antwort, aber vom offenen Fenster eines nahen Hauses her: „Komm' nur herauf, Alter! die Nummer sag' ich Dir später!“ Verständnißinnig drückte der Nachtrath dem Stadtrath die Hand, nachdem die Hausthür geöffnet war und sagte: „Die Gnädige da oben scheint in Ihnen ihren Herrn Gemahl zu vermuthen; schade, daß sie nicht schöner und jünger ist. Aber diese Stimme, diese — na ich danke! Brrr!“ Sprach's, steckte den Nickel ein und verschwand. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Im Drenenz-See (Ostpreußen) ertranken am Sonntag sieben Soldaten, die eine Vergnügungsfahrt unternommen hatten. Die Leute gehörten zu dem neugebildeten 175. Regiment. —

— Geistreiche Ausdrucksweise. Das Sprichwort: „Die dümmsten Bauern bauen die größten Kartoffeln“, hat ein Ganzgeheider folgendermaßen wiedergegeben. „Die am wenigsten Instruktion erhalten habenden und sich ihrer Naivetät nicht voll und ganz bewußt seienden Oekonomen ernten bisweilen aus Versehen zufälligerweise, ohne ein Verschulden ihrerseits, die allerumfangreichsten Erbsfrüchte.“ —

— Der frühere ungarische Abgeordnete v. Latinowicz, der sich in Monte Carlo erschossen haben sollte, lebt noch. Es scheint sich jemand einen dummen Scherz erlauben zu haben. —

— In Rappoltsweiler (Pfalz) hat ein Schlächter eine an Milzbrand kranke Kuh tödten helfen. Er beging dabei die Unvorsichtigkeit, das Messer in den Mund zu nehmen. Daraufhin erkrankte er und starb ebenfalls an Milzbrand. —

— Eine Ehrung Nansen's. Das britische Schahamt hat dem Nordpolfahrer Nansen den Bericht über die „Challenger“-Expedition, an welcher bekanntlich Darwin theilnahm, geschenkt. Der Bericht besteht aus 50 Quartbänden. —

— Durch die Mississipp-Überschwemmung sind nach einer Meldung des Bundeskommissärs 60 000 Personen unterstützungsbedürftig geworden. —

— Eine Riesen-Uhr besitzt die Stadt Philadelphia. Das durch elektrisches Licht beleuchtete Zifferblatt dieser Uhr hat einen Durchmesser von 10 Metern. Der große Zeiger, welcher bequem als Balken für eine Decke verwandt werden könnte, ist 4 Meter lang und der kleine 2,50 Meter. Die Glocke, auf der die Zeiten angeschlagen werden, wiegt 25 Lo. Eine in dem Keller aufgestellte Dampfmaschine dient zum Aufziehen der Uhr und eine zweite Maschine sorgt für die Beleuchtung derselben. Diese Riesen-Uhr schmückt das Rathhaus und ist von allen Theilen der Stadt aus gut sichtbar. —

— io. Die Opfer der indischen Hungersnoth erreichten nach einer Nachricht aus Delhi in dem Bezirke von Sirja, wo die Noth freilich am allergrößten gewesen zu sein scheint, die Zahl von im ganzen 40 000 Menschen, von der gesammten Bevölkerung sollen 23 pCt., also nahezu der vierte Theil, umgekommen sein. —